

Ohne Spannungen dürfte es allerdings auch in Zukunft nicht abgehen. Sie können sich ergeben, wenn die Kirche ihre Mitwirkungsrechte exzessiv interpretiert und ohne das nötige Augenmaß und den Respekt vor dem Eigengewicht der Fakultäten und ihrer Einordnung in die Universität ausübt. Gerade weil die Bischöfe sich aufgrund der Konkordate und vor allem auch ihrer Fortschreibung in den letzten Jahren in einer günstigen Position befinden, ist Behutsamkeit in ihrer Politik gegenüber den theologischen Fakultäten geboten. „Die Fakultät darf nicht gleichsam als Außenstelle der kirchlichen Hierarchie zum Fremdkörper an der Universität gemacht werden. Zur Amtsverantwortung und Fürsorgepflicht der staatlichen Kultusverwaltung gehört es, darüber zu wachen, sofern sich hier eine reale Gefährdung zeigen sollte“ (Heckel, S. 53).

Ohne die Theologie geht es nicht

Der Sonderstatus der theologischen Fakultäten konnte nicht verhindern, daß auch sie von den *Sparmaßnahmen* der einzelnen Bundesländer im Universitätsbereich erfaßt wurden. Fast überall gab es Mittelkürzungen, mußten und müssen die Fakultäten Stellen abgeben oder vorübergehende Stellensperrungen in Kauf nehmen. Die Sparmaßnahmen fielen mit dem erheblichen *Zuwachs der Studentenzahlen* zusammen, den auch die theologischen Fakultäten in den siebziger Jahren zu verkraften hatten (zwischen 1970 und 1980 hat sich die Zahl der Studierenden in der katholischen Theologie mehr als verdreifacht). Die Zeit der Überlastquoten geht inzwischen allerdings auch für die theologischen Fakultäten zu Ende: In den letzten Jahren ging schon die Zahl der Anfänger im theologischen Lehramtsstudium zurück; bald dürfte sich der Rückgang der Abiturientenzahl auch in den anderen Studiengängen auswirken.

Angesichts des zu erwartenden Studentenrückgangs empfahl der Fakultätentag bei seiner diesjährigen Sitzung den Fakultäten im Blick auf die neunziger Jahre, sie sollten ein kontinuierliches Lehrangebot der Fort- und Weiterbildung für die Absolventen theologischer Studiengänge einrichten. Empfohlen wurde außerdem die

Schaffung eines für die einzelnen Ausbildungsprofile spezifischen Angebots an Spezial- und Ergänzungsstudien sowie die Förderung fakultätsübergreifender Forschungs- und Lehrangebote.

Für die Fakultäten bietet das Abschmelzen des Studentenbergs durchaus *Chancen*. Das Nachlassen der Belastung durch die Lehre (diese Belastungen waren allerdings auf die einzelnen Fakultäten und Fächer sehr unterschiedlich verteilt) schafft mehr Raum für die Forschung und ermöglicht eine intensivere Ausbildung der Studenten, die ja teilweise mit einem Minimum an Vorwissen ihr Studium beginnen und deren Studierfähigkeit recht unterschiedlich ausgeprägt ist. Eine solide und gleichzeitig perspektivenreiche und offene theologische Ausbildung liegt nicht nur im Interesse der Fakultäten, sondern auch in dem der Kirche: Schließlich ist es angesichts der gegenwärtigen Herausforderung für das Verständnis und die Vermittlung des christlichen Glaubens in unseren komplizierten geistigen und gesellschaftlichen Verhältnissen unerlässlich, daß die zukünftigen Priester und Religionslehrer (wie auch die Theologen, die in andere Berufsfelder gehen) über einen gründlichen Wissensfundus, die notwendige Argumentationsfähigkeit und geistige Sensibilität verfügen.

Die theologischen Fakultäten haben auch weiterhin die unverzichtbare Aufgabe, die wissenschaftliche Theologie in ihren verschiedenen Methoden und Disziplinen in Lehre und Forschung voranzubringen und auch deren *Gewicht im Leben der Kirche* geltend zu machen. Dazu gibt es gerade in diesen Jahren genügend Anlaß, sind doch oft plakative Antworten, spirituelle Engführungen und vereinfachte Geschichtsbilder in- und außerhalb der Kirche eher gefragt als wissenschaftlich-theologische Differenzierung und gedankliche Präzision. Nicht zuletzt bietet die Integration der theologischen Fakultäten in die Universitäten Möglichkeiten zum *Gespräch der Theologie mit anderen Wissenschaften*, seien es die Geistes-, Sozial- oder Naturwissenschaften. Diese Chancen könnten noch stärker als bisher genutzt und damit auch für das Glaubensverständnis und die gesellschaftliche Präsenz des Christentums fruchtbar gemacht werden. *Ulrich Rub*

Wo stehen Liturgie und Liturgiewissenschaft?

Ein Kongreß katholischer Liturgikdozenten

Nicht selten stellt sich dem Teilnehmer am Ende von Tagungen die Frage: „Was haben diese Tage nun eigentlich gebracht? Gewiß, es war schön, sich wiederzusehen, diesen oder jenen kennenzulernen, aber ansonsten: Nichts Neues unter der Sonne!“ Mit solchen „Enttäuschungen“ mußten sich die Teilnehmer des Kongresses, zu dem die „Arbeitsgemeinschaft Katholischer Liturgikdozenten im Deutschen Sprachgebiet (AKL)“ vom 22. bis 26. Septem-

ber nach Rastatt eingeladen hatte, nicht quälen. Das Tagungsthema „Liturgie und Liturgiewissenschaft heute und morgen“ war vielversprechend. Es war vom derzeitigen Sprecher der „Sektion Bundesrepublik“, dem Freiburger Liturgiewissenschaftler *Helmut Büsse* und seinen beiden Assistenten, *Birgit Jeggle-Merz* und *Michael B. Merz*, so vorbereitet worden, daß einerseits viele Aspekte zur Sprache kommen, sich andererseits aber

auch Konturen abzeichnen konnten beim „Gemeinsamen Versuch einer Standort- und Aufgabenbestimmung“. Dabei waren sich die mehr als 60 Liturgiewissenschaftler aus beiden Teilen Deutschlands, den Niederlanden, Österreich und der Schweiz, aus Jugoslawien, Polen und Ungarn in der Beurteilung der jüngsten Reformgeschichte, der derzeitigen Situation, aber auch der Zukunftsperspektiven weitgehend einig.

„Liturgiewissenschaft war noch nie so interessant“

Arbeit für sie gibt es genug: in der Liturgie und in der Liturgiewissenschaft. Das Feld der Liturgiewissenschaft hat sich „beängstigend“ ausgeweitet, seit sich die Erkenntnis durchgesetzt hat, daß das zu bearbeitende Materialobjekt nicht länger die betende und feiernde Kirche qua Institution und die von ihr edierten liturgischen Textsammlungen allein sein kann. Vielmehr müssen auch und vor allem die am Ort sich versammelnde Gemeinde und deren Glieder mit ihrer jeweiligen (Glaubens)Geschichte und in ihrer sich stets verändernden (Lebens)Situation in den Blick genommen werden.

Daß sich die anwesenden Wissenschaftler davon nicht erschrecken ließen, bewies ihr heftiges Applaudieren, als *Angelus Häußling* (Maria Laach/Benediktbeuren) sein Referat „Liturgiewissenschaftliche Aufgabenfelder vor uns“ mit der Feststellung beendete: „Liturgiewissenschaft war noch nie so interessant wie heute und morgen.“

Häußling hatte deutlich gemacht, daß sich – noch nicht 25 Jahre nach Konzilsbeginn – die Situation grundlegend verändert hat. Nicht nur die Zeit der „alten“ (sogenannten tridentinischen) Liturgie ist vorbei, sondern auch die (erste Etappe der nachkonziliaren) Liturgiereform. Die Studenten, die jetzt die Vorlesungen belegen, haben die „alte“ Liturgie nicht mehr erlebt. Ihr Wissen ist oft minimal, und vielen fehlt eine kontinuierliche Gottesdienstpraxis. Die Hörerschaft setzt sich aus vielen Laientheologen und wenigen Priesteramtskandidaten zusammen, die einerseits als Glieder des Volkes Gottes lernen sollen, Träger der Liturgie zu sein, zugleich auf unterschiedliche Vorsteherrollen vorzubereiten sind und zur mystagogischen Verkündigung befähigt werden sollen. Wenn die Liturgiewissenschaft eine solche Ausbildung verantwortlich betreiben will und zugleich nicht nur Ausbildung zur Praxis sein soll, dann muß sie Wissenschaft bleiben, d. h. sie muß mit wissenschaftlichen Methoden arbeiten.

Was aber ist die Methode einer Liturgiewissenschaft, die den Menschen, der heute Gottesdienst feiert und die Gemeinde, die sich im Osten oder im Westen, in der Ersten, Zweiten oder Dritten Welt zum Gottesdienst versammelt, ernst nimmt? Schon Romano Guardini wußte, daß Liturgiewissenschaft mit verschiedenen Methoden arbeiten muß. Die ständigen Beteuerungen, daß dieses Fach ohne historisch-kritische Forschung nicht denkbar sei, wirkten auch auf dem Kongreß in Rastatt wie Beschwörungsformeln gegen den Sturm unübersehbarer Anforder-

rungen. Denn: „Auch die Aufgaben der liturgischen Geschichtsforschung stellen sich heute ganz neu und das erarbeitete Material ist unter solchen Fragen neu zu ordnen und neu zu präsentieren“ (Häußling). Für wen waren z. B. die Sakramentare geschaffen? Wem waren sie nützlich? Wessen Frömmigkeit konnte sich in ihnen artikulieren? Was ist geschehen, daß sie schließlich bestimmend wurden für die römische Liturgie? „Wer hat die Liturgie getragen? Das Volk? Eine klerikale Oberschicht?“ Haben die liturgischen Texte, die ja gewachsene, von Menschen formulierte Texte sind, in einem bestimmten kulturellen und sozialen Milieu entstanden und durch die Jahrhunderte tradiert, ihre Kontinuität bewahrt? Oder haben die Menschen der ausgehenden Antike, des Mittelalters, der Aufklärung mit derselben Sprachgestalt – etwa einer lateinischen Oration – unterschiedliche Inhalte und Bedeutungen verbunden?

Ohne ökumenisches und interdisziplinäres Gespräch geht es nicht mehr

Zwei Antworten drängten sich auf: Heute und in Zukunft kann Liturgiewissenschaft nur im ökumenischen Vergleich betrieben werden. Für unseren Sprachbereich gilt dabei, daß neben dem Blick auf die ostkirchlichen Liturgien auch die reformatorische Gottesdienstgeschichte und -praxis ins Auge zu fassen ist, schließlich aber auch die jüdische Tradition bis zu ihren alttestamentlichen Ursprüngen. In diese *vergleichende Forschung* sind zugleich auch die vielfältigen Aufbrüche aus der römischen Liturgietradition in der Dritten Welt einzubeziehen, soweit sich die Kirche dort auf die einheimischen kulturellen Traditionen eingelassen hat.

Die zweite Antwort auf die derzeitigen Herausforderungen heißt: Wir müssen das interdisziplinäre Gespräch suchen und führen! Die Organisatoren des Kongresses beließen es hier nicht beim Appell. Drei der fünf Referenten kamen aus anderen Fachbereichen und brachten ihre Sicht und Erkenntnisse ihrer Wissenschaft zum Thema Gottesdienst ein. Daneben konnten die Teilnehmer in zwei der sechs Arbeitskreise ihre Erfahrungen und Wünsche formulieren und austauschen. Über „Neuere Methoden in der Liturgiewissenschaft“ sprach man in einem Arbeitskreis unter der Leitung der beiden Sprachwissenschaftler *Iwar Werlen* (Bern) und *Elisabeth Hug* (St. Gallen). Daß man sich mit diesen Moderatoren auf den sprachwissenschaftlichen Zugang konzentrierte, lag nahe. Man konnte dabei auf das klare Referat von Iwar Werlen „Linguistische Analyse von Gottesdiensten“ aufbauen.

Nach Werlen ist Gottesdienst „symbolisches, kollektives, konstitutiv sprachliches, komplexes, herstellendes und damit interaktives und kommunikatives Handeln“. Ein solches „situativ orientiertes Handlungsmodell“ ermöglicht es dem Wissenschaftler, die einzelnen Adjektive dieser Definition als Variable zu begreifen, deren Verände-

rung nach Ort, Zeit und handelnden Personen jeden Gottesdienst beeinflusst und zu einem höchst sensiblen Gebilde macht. Dabei kommen jeweils drei Grundbegriffe ins Spiel, die für diese Methode konstitutiv bleiben: „Interaktion-Situation-Handeln“. Das sprachliche Handeln ist wiederum jeweils unter drei Aspekten zu betrachten: Unter dem „lokutionären“ Aspekt nimmt der Beobachter das Aussprechen einer Äußerung wahr. Unter dem „illokutionären“ Aspekt beachtet er die „konventionell mit dem Aussprechen verbundene Handlung“ und unter dem „perlokutionären“ Aspekt interessiert er sich darüber hinaus für die „Wirkung der (Sprach)Handlung beim Hörer“, was auch das Erfassen von „nicht-zugebbar Handlungen“ einschließt.

Jede „Situation“, auch die gottesdienstliche, ist geprägt von den räumlichen Gegebenheiten, und von einer „sozial definierten Szene“. Die Gottesdienst-Situation zeichnet sich dadurch aus, daß der Dialog zwischen Gott als „Sprecher“ und dem Menschen als „Hörer“ nur über einen „Ansprechenden“ möglich ist, über einen, der die Botschaft ausspricht. Der Hörer der Botschaft kann dann als „Angesprochener“ eine Antwort geben, z. B. im Antwortpsalm nach der Lesung und macht so Gott zum „Angesprochenen“. Eine besondere Gefährdung entsteht dort, wo – etwa in einem freiformulierten Tagesgebet – der Gottesdienstvorsteher diesen Antwortpart für alle übernimmt. Dabei verfällt er nicht selten der Gefahr der Mehrfach-Adressierung: Gott wird zwar angesprochen, gemeint sind tatsächlich aber die Gottesdienstteilnehmer, denen auf diese Weise – meist moralisierend – eine Botschaft vermittelt wird unter der Gestalt des Gebetes. Die „Fürbitten“ sind geradezu zum Tummelplatz solcher Mehrfach-Adressierung geworden.

Liturgiewissenschaft als Kunst- oder Gestaltlehre?

Eine andere Spur verfolgten die Teilnehmer in einem Arbeitskreis, der sich unter der Moderation von *Albert Gerhards* (Bochum) mit „Liturgiewissenschaftlichen Fragestellungen im Kontext theologischer (und benachbarter) Disziplinen“ beschäftigte. Hier wurde die Frage gestellt, ob sich nicht neue und fruchtbare Ansätze für die „Liturgie und Liturgiewissenschaft“ ergäben, wenn man das Fach als „Kunstlehre“ oder als „Gestaltlehre“ verstehen würde. Liturgiewissenschaft hätte dann die Aufgabe, die Gestalt der Liturgie zu erfassen, wie sie *heute gefeiert wird*. Zugleich wäre diese Gestalt kritisch danach zu befragen, ob sie den theologischen Maximen eines spezifisch christlichen Gottesdienstes und der gewachsenen Glaubens- und Gebetstradition der Kirche entspricht und Ausdruck des Glaubens heutiger Menschen und einer konkreten Gottesdienstgemeinde ist. Dabei wäre entscheidend, das Geschehen selber als „Gesamtkunstwerk“ zu begreifen, in dem die Künste nicht nur ihren Platz haben (etwa die Kirchenmusik) und für das die Künste auch nicht nur den Raum schaffen (etwa Architektur,

Malerei und Bildhauerei). Wird das Gottesdienst-Geschehen selber als Kunst begriffen, dann wird klar, daß hier nicht nur „Können“, sondern auch „Erkenntnis“ verlangt ist, daß es nicht nur um den Vollzug eines Kultrituals geht, sondern um die Verwirklichung menschlicher Existenz.

Liturgik wäre dann die „Wissenschaft von der Kunst, einen christlichen Gottesdienst zu feiern“. Sie wäre theologische Grunddisziplin und könnte die beiden Grundbewegungen im Auge behalten und kritisch betrachten, die das Spezifisch-Christliche im Gottesdienst ausmachen: die Selbstoffenbarung und -darbietung Gottes (katabatische oder soteriologische Dimension) und die Antwort des Menschen in dankbar-gläubiger Verehrung (anabatische oder latreutische Dimension). Diese beiden Dimensionen jedes christlichen Gottesdienstes verlangen immer zugleich einen praktisch-theologischen und systematisch-theologischen Zugang. Fruchtbar kann dieses Selbstverständnis freilich erst werden, wo man Liturgie als „offenes Kunstwerk“ (Umberto Eco) begreift, dessen Qualität sich gerade darin erweist, daß ihm immer neue Bedeutungen abgewonnen werden können.

Ein solches Liturgieverständnis würde zu den „benachbarten Disziplinen“ der Liturgiewissenschaft auch die Künste zählen, mit Künstlern aller Sparten und Richtungen ins Gespräch kommen müssen und deren Werke nicht länger als Dekoration und ästhetisches Superadditum mißverstehen, sondern in ihnen das Prophetische zu entdecken suchen und in ihnen die „Zeichen der Zeit“ als „Zeichen des Glaubens“ wahrnehmen lernen. Liturgiewissenschaft könnte dann allerdings nicht länger vom Katheder allein gelehrt werden. Sie müßte zur kritischen „Wahrnehmungslehre“ werden, müßte den Vollzug von Gottesdiensten einüben und reflektieren, müßte bei Gottesdienstfeiern in den Gemeinden und bei der Aus- und Weiterbildung der Gottesdienst-Vorsteher die Supervision übernehmen.

„Eine humanwissenschaftliche Runde der Liturgiewissenschaft“

Eine befriedigende Lösung in der Methodenfrage verlangt eine überzeugende Theoriebildung, die für die Liturgiewissenschaften noch fehlt. Es war deshalb nicht zufällig, daß die Veranstalter den Pastoraltheologen *Rolf Zerfuß* (Würzburg) um ein Referat zum Thema „Gottesdienst als Handlungsfeld der Kirche – Liturgiewissenschaft als Praktische Theologie?“ gebeten hatten. Zerfuß begreift Praktische Theologie als „Handlungswissenschaft“ und forderte von diesem Standpunkt aus zu einer „neuen Runde der Liturgiewissenschaft“ auf, die für ihn „eine humanwissenschaftliche Runde“ sein muß. Diese Runde sei aber erst dann eingeläutet, wenn die Theologie dazu bereit sei, wirklich von den Humanwissenschaften zu lernen, was zuerst bedeute: den Gegenstand der theologischen Reflexion nicht länger nur von innen, son-

dern auch von außen zu betrachten. Es gehe um eine „Theorie kirchlicher Praxis“, gerade auch im Gottesdienst.

Zerfaß bezog sich auf den evangelischen Praktischen Theologen *Peter Cornehl*, der wichtige Beiträge zum Verständnis von Gottesdienst geliefert hat, indem er diesen als „darstellendes Handeln der Kirche“ begreift. Gemeint ist ein „personales Handeln (Praxis)“, das in sich selbst sinnvoll und immer intersubjektiv, d. h. kommunikativ ist. Die Liturgiewissenschaft müsse fragen und sich fragen lassen: Haben unsere Gottesdienste diese personale Praxis im Blick? Geht es in ihnen um „die Hoffnung und Freude menschlicher Existenz heute“? Oder wird der Gottesdienst verzweckt, setzt sich auch im Gottesdienst „die expansive Dynamik des instrumentellen Handelns“ durch, die sich überall „parasitenhaft ausbreitet und zur destruktiven Kraft“ wird? Haben wir „Abschied vom machtförmigen Denken“ genommen? Oder sind wir nicht vielmehr gerade wieder dabei, in ihm unsere Zuflucht zu suchen? Sind unsere Gottesdienste „Abbild der gesellschaftlichen Herrschaftsformen“, Karikaturen überlebter Feudalformen, in denen der Pontifikalkitsch blüht, oder kritische Alternativmodelle aus der Kraft des Glaubens? Stellt sich in unseren Gottesdiensten christliche Praxis dar in der Zerrgestalt „systemimmanenter Eigendynamik“? Oder zeigt sich in ihnen „die Bereitschaft zur universellen Solidarität“? Wird jeder, der teilnimmt, kompromißlos als Partner anerkannt, der alles hinterfragen darf? Eröffnen unsere Gottesdienste ein Feld intersubjektiver Kreativität, auf dem einer dem anderen hilft, „seine Freiheit anzunehmen“? Erst dann geschähe ja „Kommunikation des Evangeliums“.

Ob solche „herrschaftsfreie Kommunikation“ des Evangeliums in einer Gottesdienstfeier möglich ist, hängt nicht zuletzt an der „liturgischen Zuständigkeitskompetenz“ des Gottesdienstleiters, auf die *Hermann Stenger* (Innsbruck) in seinem Beitrag zum Tagungsthema aus der Sicht eines Pastoralpsychologen zu sprechen kam. Entscheidende Voraussetzung für diese Ermöglichung ist ihm zufolge das rechte Verhältnis von „liturgischer Rolle und personaler Identität“ des Vorstehers. Ist die liturgische Rolle nicht nur „Bereicherung seiner personalen Identität“, sondern „Identität ersatz“, sind *Kommunikationsstörungen* vorprogrammiert. Stenger versteht die „liturgische Fähigkeitskompetenz“ als „übergreifende personale Kompetenz“, die zwar auf bestimmten Einzel-Fähigkeiten beruht, sich in diesen aber nicht erschöpft, sondern von der ausgeprägten Identität des Vorstehers lebt. Ein Problem jeder Institution, auch der Kirche liegt dann darin, daß die Kompetenz der Kompetenten nicht garantiert werden kann.

Auch in der Liturgie gebe es zahllose Inkompetente, die durch ein „Kompetenz-Zuweisungsritual“ (etwa die Priester- oder Bischofsweihe) zwar die Kompetenz zum Vorstehen erlangten, aber diese nur inkompetent ausüben könnten. Die derzeitige Situation der katholischen Kirche ist nach Meinung Stengers jedenfalls in unserem

Sprachraum gekennzeichnet durch einen Überhang an „kompetenten Inkompetenten“, d. h. es gibt viele qualifizierte Kräfte, denen von der Institution die notwendige Kompetenz nicht zugewiesen wird.

Das gilt auch für den Nachwuchs in der Liturgiewissenschaft. Grund dafür dürfte nicht zuletzt ein klerikalistisch verengtes Kirchenbild sein, das den Blick für die Charismen verdeckt, und schon die Kompetenzzuweisung an habilitierte Laientheologen verunmöglicht, ohne zu begreifen, daß in einer Liturgie, die vom Volk Gottes getragen werden soll, die Kompetenz des Laien z. B. auf dem liturgiewissenschaftlichen Lehrstuhl nicht weniger bedeutsam ist als die eines Amtsträgers.

„Auf zum Ziel, das die Liturgiekonstitution uns gesteckt hat!“

Der „Versuch einer Standort- und Aufgabenbestimmung“ in „Liturgie und Liturgiewissenschaft heute und morgen“ konnte selbstverständlich nicht vorbeigehen am „Sacrosanctum Concilium“. So überraschte es nicht, daß die Reihe der Referate in Rastatt mit einer „Relecture der Liturgiekonstitution“ eröffnet wurde, die *Bruno Kleinheyner* (Regensburg) übernommen hatte. Erfreulicherweise wurden seine Ausführungen nicht zur Jubiläumsansprache. Kleinheyner versäumte nicht, die Liturgiekonstitution als „Momentaufnahme“ der Kirchengeschichte vorzustellen, als eine Etappe in einer langen Entwicklung mit wechselhafter Vorgeschichte und vielschichtigen Folgen. Das Material zur wissenschaftlich verantwortbaren Beurteilung ist bis heute nicht vollständig zugänglich. Die Konstitution selber ist kein geschlossener Text, darüber hinaus der Erstlingstext des Konzils, in dem es seine Arbeitsweise erprobte, der also immer auch im Vergleich mit den übrigen Konzilstexten beurteilt werden muß. Wie sehr es bei der „richtigen“ Interpretation dieses Textes auf die Brille ankommt, die einer trägt, und wie sehr sich auch bei einflußreichen Kirchenmännern die Gläser der eigenen Brille verdunkeln können, machte Kleinheyner geschickt deutlich, indem er mit fünf Zitaten aus Vorträgen begann, die nach dem Konzil ein junger Professor landauf landab in Deutschland gehalten hatte und die voll des Lobes für dieses große Werk des Konzils gewesen waren. Erst als er gegen Ende seines Vortrags u. a. auch auf „Das Fest des Glaubens“ von Joseph Ratzinger zu sprechen kam, verriet er dessen Autorenschaft auch für die so gänzlich anders klingenden Zitate des Anfangs.

„Relecture der Liturgiekonstitution“ kann deshalb nach Kleinheyner nicht heißen: „Zurück zum Konzil!“, sie wird vielmehr zur Aufforderung: „Auf zum Ziel, das die Liturgiekonstitution uns gesteckt hat!“ Dieses Ziel ist noch lange nicht erreicht. Wir brauchen durchaus keine „neue Liturgiereform“. Wir müssen vielmehr begreifen, daß die Liturgiereform gerade die ersten, noch unsicheren Schritte – mehr oder weniger verletzt – hinter sich gebracht hat.

Werner Habme